

Subsistenzwirtschaft und Geldwirtschaft : Kaspanaze Simma im Interview

Autor(en): **Schär, Markus / Simma, Kaspanaze**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **67 (2012)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-891218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Subsistenzwirtschaft und Geldwirtschaft. Kaspanaze Simma im Interview

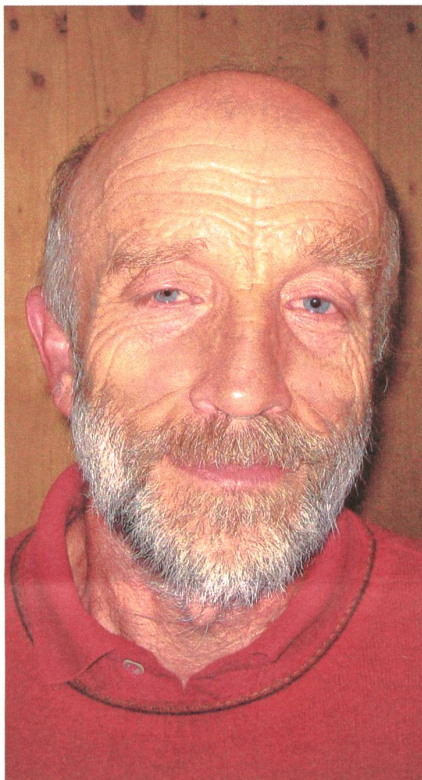
Der österreichische Subsistenzbauer und Ex-Politiker der Grünen gibt Einblicke in sein Denken über ein Wirtschaften mit den natürlichen Lebenskräften.

Markus Schär für k+p: Kaspanaze, das Bioforum konnte dich auf Empfehlung von Bernhard Heindl neu für den Beirat unseres Vereins gewinnen. Könntest du dich den LeserInnen von k+p kurz vorstellen?

Ich bin 58 Jahre alt, lebe und arbeite seit 40 Jahren auf dem elterlichen Anwesen in Andelsbuch im Bregenzerwald. Meine Eltern waren auch Bauern. Ich war eigentlich kein «geborener» Bauer, aber meine Mutter hat immer zu mir gesagt: «So ein schönes Anwesen verlässt man doch nicht.» In den 1970er Jahren begann ich damit, meinen bäuerlichen Weg zu suchen. Seit 1986 bin ich mit Lucia verheiratet. Sie ist eine ambitionierte Gärtnerin und hat diese Seite der Wirtschaft in unser Anwesen gebracht. Bei Bedarf betreut Lucia auch unsere Tiere – hauptsächlich mache ich das jedoch. Weiter führt sie die Hauswirtschaft. Wir haben fünf Kinder, deren drei schon ausserhalb unseres Anwesens tätig sind. Und wir hoffen auch langsam auf eine Hofnachfolge.

Wie muss man sich eure Selbstversorgung vorstellen? Könntest du uns darüber etwas erzählen?

Wir halten fünf Kühe mit Nachzucht. Die Milch der Kühe verwenden wir für die Kälber und für unsere Hauswirtschaft. Der Überschuss kommt in die dörfliche Sennerei. Den Sommer verbringen die Kühe auf einer Gemeinschaftsalpe, auf der Käse und Butter hergestellt werden. Von dort bekommen wir unseren schmackhaften Alpkäse, den wir auch in kleineren Mengen an Bekannte verkaufen oder auch tauschen, z. B. gegen eine Mitfahrgelegenheit im Auto – wir selber haben keines. Weiter halten wir Hennen für die Eier und Pferde für die Zugarbeiten, wobei wir schon auch einen kleinen Traktor haben. Aber ich arbeite sehr gerne mit dem Pferd, mit dem ich z. B. den ganzen Mist und die Jauche ausbringe und auch das Holz aus dem Wald hole. Ungefähr ein Drittel des Heus machen wir auch mit dem Pferd. Eine ganz wichtige Rolle spielt bei uns der Garten, in dem wir unser Gemüse anbauen. Auch das Obst ist Teil unserer Selbstversor-



Der neue Bioforum-Beirat Kaspanaze Simma. Foto: Bella.la auf Wikimedia Commons

gung. Der Apfel ist ja eine ganz wunderbare Frucht. Er lässt sich z. B. zu Saft, zu Apfelmus, zu Most und zuletzt zu Essig verarbeiten.

Mein Verständnis von Selbstversorgung ist auf einer langjährigen Entdeckungsreise entstanden, die Teil der Suche nach meinem bäuerlichen Weg war. Da war einmal die Erfahrung des einfachen, fast archaischen Lebens und Wirtschaftens auf unserer gemeinschaftlichen Melkalpe. Eine junge Studentin hat mich einmal darauf hingewiesen, dass wir mit der Molke ein eigenes Geschirrspülmittel auf der Alpe haben, und dass der Tee vor unserer eigenen Haustüre wachse. Dann war da die Erfahrung des Käsemachens, und dass der Käse in unserem Keller einen ganz wunderbaren Geschmack entwickelte. Auch lernte ich auf der Alpe, dass das Ausbringen des Dungs mit

Pferd und Mistgabel gegenüber der bei uns in den 1950er Jahren eingeführten Nur-Gülle-technologie deutliche Vorteile hat. Ich begann wahrzunehmen, welche unglaubliche ökonomische Kraft und Effizienz den Apfelbäumen innewohnt – jenen, die schon mein Grossvater gesetzt hat und mittlerweile auch jenen, die Lucia und ich anfangs der 1990er Jahren gepflanzt haben. Und dann ist da die Küche, in der Lucia vieles, was in Feld, Stall und Garten gedeiht, zu sehr schmackhaften Lebensmitteln verarbeitet und auf unseren Tisch bringt.

Was bedeutet für dich die Selbstversorgung, und wieso ist für dich Selbstversorgung in einer Gesellschaft des Überflusses überhaupt erstrebenswert?

Mir persönlich vermittelt die Selbstversorgung Freude an der Arbeit. Sie ermöglicht ein Vergnügen, das mit der Erfahrung verbunden ist, dass bei der kommunikativen Begegnung mit der Natur aus der eigenen Tätigkeit vieles heranwächst. Die Selbstversorgung gibt uns auch ein gewisses Ausmass an Freiheit und Zeit. Sie ermöglicht uns oft ein ausgiebiges Frühstück mit gemeinsamem Reflektieren über Dinge, die uns beschäftigen.

Allgemein befasst sich die Selbstversorgerwirtschaft mit den ihr zugänglichen primären Lebenskräften. **Der Begriff der primären Lebenskräfte ist mir sehr wichtig. Damit meine ich die Natur, das Erbe der Vorfahren und die menschliche Fähigkeit etwas zu tun – und anderes zu lassen. Diese Lebenskräfte sind in mir und in meiner Umgebung latent vorhanden.** Um die Bedeutung der Lebenskräfte in der Gesamtwirtschaft zu verdeutlichen, beziehe ich mich gerne auf das Schichtenkuchenmodell der US-amerikanischen Ökonomin Hazel Henderson. Sie versteht Wirtschaft in einem umfassenden Sinn, der über den Geldbereich hinaus geht, und illustrierte dies anhand eines dreischichtigen Kuchens. Die Natur bildet die – gewissermassen auch fundamentale – unterste Kuchenschicht. Die zweite Schicht bilden die ganzen

Nicht-Geldtätigkeiten, die verrichtet werden – wo Menschen quasi für einen direkten Nutzen arbeiten und nicht den Umweg über die Geldwirtschaft nehmen. Und die dritte Schicht ist die Geldwirtschaft. Henderson hat behauptet, dass selbst in hoch industrialisierten Gesellschaften die Menschen zu zwei Dritteln nicht vom Geld leben. Dieses Bild hat mich nicht mehr losgelassen. Ich habe darüber auch meine bäuerliche Ökonomie neu zu sehen gelernt: Mir wurde bewusst, dass ich eine Blickstarre auf die oberste Schicht hatte, auf die Geldschicht. Ich habe gemerkt, dass gerade das bäuerliche Leben sehr stark mit den beiden unteren Schichten verbunden ist. Im Zuge meiner eigenen Erfahrungen bin ich dann zu einem Vierschichtenkuchen gekommen, und dieses Bild ist seither die Grundlage für meine ökonomischen Überlegungen. Die unterste Schicht ist also die Natur. Die zweite Schicht ist das Erbe der Vorfahren – und zwar das materielle sowie das immaterielle. Also das Wissen darum, wie man gewisse Dinge bewerkstelligt, z. B. Arbeitsmethoden. Die dritte Schicht bilden die Nicht-Geldtätigkeiten. Das geht vom Vereinsleben über die Kinderbetreuung bis zur Selbstversorgung mit Lebensmitteln. Und die vierte Schicht ist die Geldwirtschaft. Unser Leben und Wirtschaften spielt sich immer in diesem Vierschichtenkuchen ab.

Mein Selbstversorgungsansatz zielt nun darauf ab, vor allem die drei unteren Schichten dieses Kuchens ins Auge zu fassen, zu pflegen und dort nach Lösungen zu suchen. Die Geldwirtschaft betrachte ich nur als *zusätzliche* Möglichkeit. Primär geht es mir auch darum, die Lebenskräfte und -quellen so zu nutzen, dass sie sich wiederherstellen. **Der Zweck des Wirtschaftens, so wie ich es verstehe, ist die Wiederherstellung. Der Zweck des Essens besteht – abgesehen von der Freude, die es mir bereitet – darin, sicherzustellen, dass meine Kraft sich erneuern kann. Der ökonomische Prozess ist also ein Wiederherstellungsprozess.** Wir erwirtschaften auf Basis der Natur und der Agrikultur – dem Erbe der Vorfahren – und durch unser gärtnerisches Tun z. B. Äpfel und Gemüse. Diese heranwachsenden Lebensmittel bereiten wir selber als Nahrung zu und essen sie. Dieses Essen wiederum leistet einen wesentlichen Beitrag dazu, dass unser Leben erhalten bleibt und unsere Kraft wiederhergestellt wird. Die Natur, bzw. was wir gemeinhin als Natur bezeichnen, zeigt an vielen Beispielen, dass sie durchaus imstande ist, diesen «Lebensprozess-Wirtschaftspro-



Wirtschaften als Wiederherstellung der Lebenskräfte: «Apfelernte» von Pierre Gauchat auf der Rückseite der 50-Schweizerfrankennote aus den 1950er Jahren. Quelle: Wikimedia Commons

zess-Wiederherstellungsprozess» selbst zu organisieren. Wenn es uns gelingt, unsere wirtschaftlichen Aktivitäten so anzulegen, dass alle drei primären Lebenskräfte – Natur, Erbe der Vorfahren, menschliches Tun und Lassen – wiederhergestellt werden, dann lässt sich auch ein gutes Leben auf der Basis der genannten Lebenskraftquellen führen.

In welchem Verhältnis steht die Subsistenzwirtschaft, so wie du sie verstehst, zur Geldwirtschaft?

Schon vor etlichen Tausend Jahren haben unsere Vorfahren «Lebenskraft-Tauschmittel» bzw. Geld in unser Wirtschaften eingeführt. Geld kann man, wie ein Sprichwort sagt, nicht essen. Es ist u. a. ein Mittel, um primäre Lebenskräfte gegenseitig auszutauschen. Oft verkaufen wir unsere Arbeitskraft, um mit dem Geld, das wir dabei verdienen, andere notwendige oder nützlich erscheinende Güter und Dienstleistungen zuzukaufen.

Zwei Aspekte scheinen mir diesbezüglich auffallend. Erstens hat das Geld in unserer ökonomischen Wahrnehmung mittlerweile eine oft sehr dominante Stellung eingenommen und verdrängt die primären Lebenskräfte eher in die zweite Reihe. Zweitens hat das als Tauschmittel geeignete Geld noch einige sehr bedeutsame Nebenwirkungen, die beachtens- und erforschungswürdig wären. **Als Faustregel gilt: Je grösser die Dominanz des Geldes, desto geringer die Selbstversorgung. Und umgekehrt: Je grösser die Selbstversorgung durch subsistenzwirtschaftliches Einbringen der primären Lebenskräfte, desto weniger dominant sind Geld und seine Nebenwirkungen.**

Wie beurteilst du aus deinem Wirtschaftsverständnis heraus den gegenwärtigen Bio-Boom, d. h. die steigende Nachfrage nach Bio-Lebensmitteln und die beträchtlichen Wachstumsraten des Detailhandels im Bio-Bereich? Das ist ja durchaus ambivalent.

Diese Entwicklung ist aufs erste Hinsehen aus biobäuerlicher Sicht natürlich erfreulich. Verwunderlich ist sie nicht, zumal der sogenannte Konsument zu einer Tendenz der steigenden Bedürftigkeit neigt, und der sogenannte Markt eine grosse Meisterschaft zur schnellen Befriedigung von Bedürfnissen in sich trägt. Ob die bäuerliche Wertschöpfung im Rahmen des Bio-Booms wirklich steigt, ist für mich eine wichtige Frage. Der Tauschwert der landwirtschaftlichen Produkte ist seit den 1950er Jahren auf einen Zehntel des damaligen Wertes gesunken. Oder anders gesagt: Für den Gegenwert einer Nettoarbeitsstunde musste eine Bauer damals vier Kilogramm Milch liefern. Heute sind es vierzig Kilogramm geworden. Wenn nun der Erzeugerpreis für Biomilch um 15 Prozent über dem heutigen konventionellen Preis liegt, heisst das, dass anstatt der 40 Kilogramm halt 34 Kilogramm Milch geliefert werden müssen, bei möglicherweise etwas höheren Produktionskosten. Diese Veränderung des Tauschwertes wird nicht reichen. Wenn die Wertschöpfung des Getreidebauern an einer Semmel bei einem Prozent des Ladenverkaufspreises liegt, wie das in unserer Bauernzeitung kürzlich dargelegt wurde, wird das eindeutig nicht für eine gute bäuerliche Zukunft reichen. Der Beitrag der Land- und Forstwirtschaft zum Bruttoinlandprodukt war in den 1950er Jahren in Österreich 15 Prozent, er war 1980 drei Prozent und ist heute bei gut einem

Prozent. Wenn man sich vorstellt, dass alles, was auf unseren Feldern und Äckern sowie in unseren Wäldern wächst, und was die Leute dort arbeiten, gerade mal ein Prozent des BIP ausmacht, dann sieht man, wie unglaublich gering sich die Wertschöpfung, die in der Natur stattfindet, in unserer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung niederschlägt. Das korreliert auch ganz mit der Tauschwertverringerung bei den landwirtschaftlichen Preisen.

Du hast als Vertreter der Grünen während zweier Legislaturperioden im Landtag politisiert. Welche Hoffnungen hast du heute bezüglich des Parlamentarismus in Hinblick auf grundlegende gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderungen?

Meine politischen Erfahrungen sind jedenfalls mehrdeutig. Ich habe in meinem mittlerweile schon recht langen politischen Engagement – Bürgerinitiativen, über 20 Jahre Gemeindevertretung, zehn Jahre im Landtag – viel Zuspruch von Mitbürgern und Mitbürgerinnen bekommen. Das hat mich persönlich und politisch auch «am Leben erhalten». Andererseits kann ich nicht – und das schmerzt mich schon auch – auf einen grösseren Erfolg bzw. gar auf einen Durchbruch verweisen. Mit den Grünen habe ich mich auseinandergeliebt, und heute fühle ich mich politisch manchmal schon ziemlich einsam. Und trotzdem meine ich: Der parlamentarische politische Diskurs hätte ein grosses Entwicklungspotenzial in sich. Um es stärker zum Tragen zu bringen, schiene es mir bedeutsam, die oft stark strategische und tagespolitische, auch medial orientierte Beschäftigung etwas zurückzunehmen. Stattdessen könnten zumindest manche Parlamentarier mit Forschergeist und intellektueller Leidenschaft in einem kommunikativen politischen Prozess grundlegende, längerfristige Themen bearbeiten, aufbereiten und so einer Umsetzung näher bringen. Aus meiner eigenen Erfahrung bilde ich mir ein zu wissen, dass der parlamentarische Raum eine durchaus gute Gelegenheit bietet, politische Themen langfristig zur Sprache zu bringen und öffentlich voranzubringen.

Welche Themen glaubst du denn, gilt es heute im Sinne einer gesellschaftlichen Zukunftssicherung in den Vordergrund zu rücken?

Viele von uns haben seit Jahren kein gutes Gefühl, wenn wir von Wirtschaftswachstum hören. Das Beispiel, wonach ein Autounfall das BIP steigere – zum Schaden der Betroffe-

nen –, ist wohl den meisten bekannt. Als eine zentrale Spur auf der Suche nach politischen Handlungsansätzen erscheint es mir, das Wesen der sog. wirtschaftlichen Leitideen «Wachstum» und «Beschäftigung» zu ergründen und zu verstehen. Halten wir uns den Vierschichtenkuchen der Gesamtwirtschaft vor Augen, dann erweist sich Wirtschaftswachstum eigentlich als Geldwirtschaftswachstum. Es geht beim Wirtschaftswachstum in der Tendenz um die Vergrößerung dieses geldwirtschaftlichen Teils. Ich sehe zwei grundlegende Entwicklungen in Bezug auf die Dynamik, die Geldwirtschaftswachstum im Vierschichtenkuchen bewirkt. Die eine habe ich vorher schon erläutert: Wenn die Geldwirtschaft wächst, dann stellt sich fast gleichzeitig die Tendenz ein, dass die Subsistenzwirtschaft schrumpft. Leistungen, die vorher subsistenzwirtschaftlich erbracht wurden, werden von der Geldwirtschaft übernommen. Dadurch nimmt das geldwirtschaftliche Güter- und Leistungsvolumen zu. Dieses Wachstum der Geldwirtschaft führt zu höherer Arbeits- und Lebensteilung. Interessanterweise lässt sich allerdings beobachten, dass die Arbeits- und Lebensteilung jenseits einer kritischen Schwelle in Ineffizienz umzuschlagen scheint. Es war vermutlich ein Trugschluss, dass die Maschinen Arbeit sparen würden. Sondern diese Ausdifferenzierung hat neue Kosten und das Wegfallen von Mehrfachnutzen (z.B. Sozialkontakt, Naturerlebnis) mit sich gebracht – ich denke beispielsweise an die Verkehrskosten, die bei höherer Arbeits- und Lebensteilung sich vermehren. Oder ein Beispiel aus der Landwirtschaft: Wenn ein Bauer die Milch von einer Kuh zum Kalb bringen will, dann hat er drei Möglichkeiten. Die eine ist, er lässt Kuh und Kalb beieinander wohnen, was wenig Technik-, Energie- und Arbeitsaufwand erfordert. Die zweite Variante ist: Er melkt die Kuh – wie in meinem Fall von Hand – und gibt den Kübel dem Kalb hinüber. Das bedeutet ein etwas höherer Arbeitsaufwand. Ein Nebennutzen schaut noch heraus, weil ich einen Teil der Milch für mich abzweigen kann. Die dritte Variante, und das ist die industrielle: Ich melke die Kühe mit der Maschine, kühle die Milch, transportiere die Milch in den Milchhof, dort wird sie getrocknet, abgesackt, ins Lagerhaus transportiert. Ich hole dort das Milchpulver, mache es mit warmem Wasser an und gebe die Milch dem Kalb. Diese dritte Variante, die braucht fürs gleiche Ziel, nämlich Milch von der Kuh zum Kalb zu bringen, ein Vielfaches an Energieaufwand, baulichem

und technischem Aufwand, Organisations- und Kontrollaufwand – und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch ein wesentlich höherer Arbeitsaufwand.

Vor dem Hintergrund dieser Ineffizienz erzeugen wir zwar deutlich mehr neue Güter und Dienstleistungen – das gesellschaftliche Erwerbsarbeits- und Kapitalvolumen nimmt zu. Es verursacht aber gleichzeitig immer höhere Kosten für seine Wiederherstellung. Diese Ineffizienz des hohen Erwerbsarbeits- und Kapitalaufwandes ist der Grund, warum wir die Rohstoffe nicht so bewirtschaften können, dass sie sich wiederherstellen lassen. Ein zentraler Ansatz scheint mir darin zu bestehen, diese strukturelle Ineffizienz zurückzunehmen. Ich erachte es daher als wesentlich, diesen Vorgang des «Wachstums» und der «Beschäftigung», der in der gängigen Wirtschaftspolitik aller Parteien nach wie vor das erste Gebot ist, kritisch zu hinterfragen. Dabei müssten wir intellektuell tiefer vorstossen, als uns dies bisher gelungen ist, also die hinter dem Wirtschaftswachstum steckende Dynamik genauer verstehen lernen und auf dieser Basis dann Lösungsansätze suchen.

Und welcher Handlungsansatz wäre für dich speziell im Hinblick auf eine gesellschaftliche und ökonomische Aufwertung der Landwirtschaft zentral?

Ich glaube, dass wir anstreben sollten, den Anteil der Land- und Forstwirtschaft am BIP bis 2020 zu verdoppeln. Das wäre für mich eine interessante agrarpolitische Zielsetzung. Wir haben bisher immer zugeschaut, wie sich dieser Anteil verringert hat. Diese Entwicklung äusserte sich in der Verringerung des Tauschwertes unserer Produkte und ging einher mit Qualitätsverlusten, Umweltproblemen usw. Die zweite Zielsetzung könnte sein, dass wieder mehr Leute landbaulich tätig sein sollen. Ich stellte mir vor, dass eine Forschungsgruppe gebildet werden könnte, die sich mit der Frage befassen würde: «Was wäre zu tun, damit wir diese Verdoppelung des landwirtschaftlichen Anteils am BIP bzw. eine Verdoppelung der landwirtschaftlichen Preise erreichen?» Eine solche Fragestellung könnte zutage bringen, dass sowohl in der Agrar- und Wirtschaftspolitik, als auch in der persönlichen Ökonomie neue und auch überraschende Wege sinnvoll wären.

Kaspanaze, besten Dank für das Gespräch. ●